

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Übersicht

- > Widmungsurkunden der Preisträger/innen
- > Hans Küng: Einleitung
- > Thomas Hürlimann: Der grosse Pan ist tot. Festrede
- > Volker Hesse: Laudatio auf Thomas Hürlimann (Zusammenfassung)
Der Text erscheint voraussichtlich am 31. März in der Wochenzeitung "Die Zeit".
- > Niklaus Klein: Laudatio auf Beatrice Eichmann-Leutenegger
- > Beatrice Eichmann-Leutenegger: Dankeswort
- > Magda Motté: Laudatio auf Karl-Josef Kuschel
- > Karl-Josef Kuschel: Dankeswort
- > Medienmitteilung

© **Copyright** für alle Texte bei den Autorinnen/Autoren und der Herbert-Haag-Stiftung

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche
Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern
Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Widmungsurkunden der Preisträger/innen

Thomas Hürlimann, Schriftsteller

Die Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche verleiht dem Schriftsteller Thomas Hürlimann den Preis 2010 für seine radikale Auseinandersetzung mit den grossen Fragen des Menschseins und der Erlösung und für seine Ausdeutung der hergebrachten Bilder in das konfliktreiche Welttheater der Gegenwart.

Möge sein sprachmächtiges Ringen Ohren und Herzen der Theologen und der einfachen Christen öffnen und wachrütteln und ihre Wahrnehmung schärfen für das, was heute ansteht und zur Sprache gebracht werden muss.

Dr. Karl-Josef Kuschel, Professor Uni Tübingen

Die Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche verleiht Dr. Karl-Josef Kuschel, Professor für die Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Universität Tübingen, den Preis 2010 für seine gewissenhafte und sorgfältige Auseinandersetzung mit dem Christentum und dessen Verhältnis zur Dichtung und zu anderen Religionen in Geschichte und Gegenwart. Mögen seine Achtsamkeit auf Verwundungen aus einer intoleranten Geschichte, sein Mut, sich mit verkannten und verketzerten Poetinnen und Poeten einzulassen und seine Vision eines friedlichen Wettstreits der Weisen Theologie und Zeitgeist herausfordern und den Dialog zwischen Religion und Gesellschaft fördern.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Schriftstellerin und Literaturkritikerin

Die Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche verleiht der Autorin und Literaturkritikerin Beatrice Eichmann-Leutenegger den Preis 2010 für ihr schriftstellerisches Schaffen und für ihre publizistische Vermittlungstätigkeit, in der sie Lebensgeschichten und Schicksale besonders von Frauen sowie deren literarischen Niederschlag aufeinander bezieht und doch die jeweilige Eigenständigkeit und Freiheit von Person und Werk respektiert.

Möge sie in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften weiterhin jenen geistigen Prozess aufschlüsseln, der Leitbild sein muss auch für die Eigenständigkeit und Freiheit des Wortes von Theologinnen und Theologen gegenüber ihrer Kirche, und möge sie so den Menschen Orientierung geben, auch wenn es die „Orientierung“ zu unserem grossen Bedauern nicht mehr gibt.

Luzern, 21. März 2010 Prof. Hans Küng, Präsident der Stiftung

[Uster, 10. März 2010/Erwin Koller]

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Einführung von Prof. Dr. Hans Küng, Tübingen

Wir feiern heute ein Jubiläum, liebe Freunde der Herbert-Haag-Stiftung »Für Freiheit in der Kirche«, meine Damen und Herren. Es ist kaum zu glauben: 25 Jahre, ja ein Vierteljahrhundert ist es bereits her, dass die Herbert-Haag-Stiftung »Für Freiheit in der Kirche« gegründet wurde. Herbert Haag fragte damals mich, seinen Kollegen und Freund, um Rat, wie nach seinem Tod wohl sein Vermögen am besten angelegt wäre. Er wollte weder die Kirche noch die Universität bedenken. Ich empfahl ihm, eine Herbert-Haag-Stiftung zu gründen und zwar »Für Freiheit in der Kirche«. Wir waren damals überzeugt, dass die Krise der Kirche in ihrer heutigen autoritären Verfassung begründet sei, die unvermeidlich die Unfreiheit der Gläubigen zur Folge habe. Dies steht im offenen Widerspruch zur Botschaft Jesu, der ein Evangelium der Freiheit verkündete. Unsere Stiftung, so waren wir überzeugt, wird diese Freiheit nicht herbeiführen, aber sie möchte dafür wenigstens ermutigende Zeichen setzen.

Und solche Zeichen haben wir nicht wenige gesetzt. Es war für uns eine Freude, jedes Jahr einige tapfere Männer und Frauen, aber auch Gruppierungen, Institutionen oder Medien auszeichnen zu können, die sich im Dienst an der Freiheit in der Kirche hervorgetan haben. Wer wurde ausgezeichnet, wer hat uns gelehrt, die Freiheit in der Kirche zu praktizieren?

- Unseren ersten Preis bekam damals der Befreiungstheologe *Leonardo Boff*, gefolgt vom Generalsekretär des südafrikanischen Kirchenrates, *Dr. Beyers Naudé*.
- Es folgten kritische Reformtheologen und -theologinnen: *Stephan Pfürtner*, *Dietrich Wiederkehr*, *Eugen Drewermann*, *Elisabeth Gössmann*, *Elisabeth Moltmann-Wendel*, *Josef Imbach*, *John Fernandes*, *Hermann Häring* und *Leo Karrer*.
- Ausgezeichnet wurden auch Basisbewegungen und reformbewusste Gruppierungen und Organisationen, von denen die meisten hier im Saal vertreten sein dürften: die *Kirchenvolksbegehren* in Deutschland und Österreich, der *Schweizerische Katholische Frauenbund*, die *Bethlehem Mission Immensee*, die *Luzerner Synode*, der *Verein der vom Zölibat betroffenen Frauen*, die »*Loyale Opposition im Bistum Chur*« und die *Katholische Kirchengemeinde Röschenz*.
- Ferner wurden ausgezeichnet reformorientierte Aktivisten und Fachleute im Bildungs- und Sozialbereich und auf nicht-theologischen Feldern. Der frühere Präsident des schweizerischen Bundesgerichts *Giusep Nay*, der Basler *Xaver Pfister*, der Luzerner *Sepp Riedener*.
- Schließlich wurde der Preis verliehen an Medienleute und Medien: Vor allem die beiden für uns wichtigen Reformzeitschriften: für Deutschland *Publik Forum*, für Österreich *Kirche In* und

ihr Herausgeber *Rudolf Schermann*, sowie die Publizisten *Dolores Bauer*, *Hansjörg Schultz*, *Michael Meier* und andere.

Wenn man auf die 25 Jahre zurückblickt, lässt sich ein paradoxes Phänomen feststellen: Einerseits ist die Problematik der Freiheit in der Kirche immer brennender geworden: Während des Konzils musste man mit einem Rückschlag gegen die mutigen Reformen des Zweiten Vatikanums rechnen. Aber man konnte sich doch nicht vorstellen, dass Rom gegen Episkopat und Volk einen solchen Restaurationskurs durchsetzen könnte, wie er unter Johannes Paul II. begonnen und leider unter Papst Benedikt XVI. noch verstärkt wurde, der es ganz unverblümt wagte, vor das Zweite Vatikanische Konzil zurückzugehen. Andererseits aber sind die Kandidaten für unseren Preis nicht gerade zahlreicher geworden. Viele in der katholischen Kirche sind frustriert und haben resigniert, viele halten eine Reform dieser Institution für unmöglich und wollen sich nicht mehr engagieren.

Am Tag der Preisverleihung letztes Jahr fand hier in Luzern eine große Demonstration gegen die Rehabilitierung der vier Traditionalistenbischofe durch Benedikt XVI. statt. Die neuerdings breit aufgedeckten zahlreichen Fälle von sexuellem Missbrauch von Kindern und Jugendlichen haben die Frustration und den Zorn, aber auch die Widerstandskraft vieler Kirchenmitglieder verstärkt. Doch hier ist nicht der Ort für mich, zu diesen Skandalen eigene Stellung zu nehmen. In zwei Zeitungskolumnen, die unter anderem im Zürcher Tagesanzeiger erschienen sind, habe ich wohlüberlegt und präzise Stellung genommen besonders zu zwei Aspekten: dem Zusammenhang von Zölibatsgesetz und sexuellem Missbrauch und zu der persönlichen Verantwortung Joseph Ratzingers. Kopien beider Artikel können Sie auf einem Blatt am Ausgang mitnehmen. Aber genug dieser unangenehmen Themen! Lassen wir uns die Feststimmung nicht verderben.

Denn immer wieder haben wir herausragende Persönlichkeiten gefunden, die auf ganz verschiedenen Ebenen als Zeugen der Freiheit in der Kirche aufgetreten sind. Ein besonders spannender Bereich ist dabei die Literatur. Seit wir uns in Tübingen am Institut für Ökumenische Forschung für das Verhältnis Theologie und Literatur zu interessieren begonnen haben, und ich mit Walter Jens und Karl-Josef Kuschel ein hochkarätiges mehrtägiges Symposium zum Stand dieses Dialogs durchführen konnte, hat diese Thematik für uns ihr Interesse behalten. In der Literatur haben sich auch die Probleme der Freiheit immer wieder wie in einem Brennglas gebündelt. Umgekehrt aber hat auch die Literatur immer wieder Impulse gegeben für Freiheit in der Kirche. Natürlich kann man von Literaten keine dogmatisch korrekten Antworten auf theologische Fragen erwarten. Aber Literaten halten der Kirche einen Spiegel vor, der sie schärfer und konkreter ihre Züge und oft auch Flecken sehen lässt. Wie reich aber die Beziehung der Literatur der Gegenwart zur religiösen Problematik ist, ist im Œuvre aller drei Preisträger dokumentiert und wird deutlich gemacht werden durch die Laudationes und die Dankesworte der Preisträger.

Ich darf Sie also, auch im Namen meiner Kollegen Dr. Erwin Koller und Herbert N. Haag, alle herzlich begrüßen zu dieser festlichen Feier, vor allem aber die drei Preisträger:

– An erster Stelle heiße ich willkommen einen der renommiertesten Schriftsteller der Schweiz, den heutigen Festredner THOMAS HÜRLIMANN. Ihn konnten im letzten Jahr auch die Attacken eines Peer Steinbrück gegen die Schweiz nicht aus seinem anderen Wohnsitz Berlin vertreiben. Thomas Hürlimann hat sich in mehreren seiner Werke kritisch und in freiem Geist mit Religion und Katholizismus auseinandergesetzt. Nicht zuletzt hat er durch die Texte zum Einsiedler Welttheater 2000, das auf mich einen tiefen Eindruck machte (2007 wieder aufgeführt), große Anerkennung gefunden. Daher ist es ebenso passend wie erfreulich, dass die Laudatio auf Thomas Hürlimann vom damaligen Regisseur des Einsiedler Welttheaters, dem vielseitigen und erfolgreichen Theatermann VOLKER HESSE, gehalten wird, dem wir auch als Träger des Hans Reinhart-Rings 2010 gratulieren können.

– Des weiteren begrüße ich eine Frau, die sich als Brücke zwischen Autoren und Publikum große Verdienste erworben hat: BEATRICE EICHMANN-LEUTENEGGER. Ihre Literaturkritik und -vermittlung in vielen bedeutenden schweizerischen Medien gilt häufig Autoren und Autorinnen, die spirituellen und religiösen Fragestellungen Raum geben. Eine besondere Rolle spielt für sie die Literatur des europäischen Judentums. Beatrice Eichmann-Leutenegger hat auch regelmäßig in der Zeitschrift »Orientierung« geschrieben, und so begrüßen wir als ihren Laudator mit einem

lachenden und einem weinenden Auge NIKOLAUS KLEIN, den langjährigen Redaktor dieser traditionsreichen Zeitschrift. Das lachende Auge freut sich, dass er heute als Laudator unter uns ist, aber das weinende gilt natürlich der traurigen Tatsache, dass dieses einzigartige schweizerische Organ eines kritischen Christentums vor der Gründung des »Aufbruch« Ende 2009 nach 73 Jahren eingestellt werden musste. Zum 60. Geburtstag von Nikolaus Klein hat 2007 Beatrice Eichmann-Leutenegger die Laudatio gehalten; wir werden heute erleben, dass es auch andersherum geht.

– Und schließlich begrüße ich den Professor für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen und Vizedirektor des dortigen Instituts für Ökumenische Forschung: KARL-JOSEF KUSCHEL. Er ist Literaturwissenschaftler und Theologe und hat sich durch seine präzisen und einfühlsamen Forschungen und Veröffentlichungen im Grenzgebiet beider Wissenschaften einen Ruf erworben, der inzwischen weit über den deutschen Sprachraum hinausgeht. Mit fortschreitendem Alter wird man ihn bald guten Gewissens als »Nestor« im Bereich der Beziehung von Literatur und Theologie bezeichnen dürfen. Die Laudatio auf ihn wird eine »Grande dame« der Germanistik halten, die sich ebenfalls immer in besonderer Weise religiösen Themen in der Literatur gewidmet hat: PROF. DR. MAGDA MOTTE; sie hat viele Jahre an der RWTH Aachen und der Universität Dortmund gelehrt und war Lehrbeauftragte der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.

Ich zweifle nicht daran, dass wir, meine lieben Freunde, meine Damen und Herren, von den Preisträgern und ihren Laudatoren viele Anregungen und, so hoffe ich auch, viel Ermutigung bekommen in einer Zeit, da unsere Kirche, jetzt für alle sichtbar, in einer tiefen Krise steckt. Und so heiße ich Sie alle, alte und neue Freunde der »Freiheit in der Kirche«, zu dieser festlichen Feier willkommen, und ich darf das Wort jetzt weitergeben an den Festredner dieses Abends, Thomas Hürlimann.

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Festrede von Thomas Hürlimann

DER GROSSE PAN IST TOT

Am Altar brannten die Kerzen gelbe Kleckse ins Dunkel, dann flammte in der Apsis die Rosette auf und legte über den eisigen Chorboden einen rötlichen Schimmer. Die schwarz bemalten Bänke bekamen einen narbigen Glanz. Engelsflügel und Marmorbeine wurden lebendig, Gold leuchtete auf, Perlen blinkten, grünblaue und rotgelbe Lichtflüsse stürzten aus gotischen Fenstern ins Innere, und das Kirchenschiff, ein Schiff aus Stein, legte ab. Es war der schönste Raum der Welt, denn hier kniete der Knabe neben seiner Mutter, die ein weisses Hütchen trug, wie eine Pillenschachtel, und die betenden Lippen hinter einem Schleierchen verbarg.

Die Mutter lehrte den Knaben reden und beten. Er glaubte ihr aufs Wort. Wenn sie sagte, auch die Kirche sei eine Mutter, erst noch eine heilige Mutter, war das keine unverständliche Behauptung, sondern eine Verheissung voller Geheimnisse und heiliger Worte: Kyrie eleison, Christe eleison, et cum spiritu tuo. Das Parfüm der heiligen Mutter, die Mixtur aus Weihrauch, heissem Kerzenwachs und blühenden Blumen, roch er sogar lieber als das Chanel der richtigen Mutter. Und wer trug in diesem Raum, der auch an einem Wintermorgen einen Sommerzauber entfaltete, die prächtigsten Gewänder? Nicht sie, die ihre Kostüme in Luzern kaufte, bei einer berühmten Modistin, sondern der Priester am Altar.

Bald war der Knabe zu gross, um wie früher neben der Mutter zu knien. Betreten sie das Schiff, musste sie nach links gehen, auf die Frauenseite, er nach rechts, zu den Männern. Der Priester nahm am Altar die Mitte ein. Zwischen den beiden Bankreihen, zwischen den beiden

Geschlechtern, war er ein Mann im Rock, Mann und Frau zugleich, also etwas Drittes, Schwebendes, von den Stufen Erhöhtes, der im Namen der versammelten Gemeinde zu Gott sprach: Hochwürden Stocklin, der Herr Pfarrhelfer.

Hochwürden Stocklin lehrte uns im Religionsunterricht, wie man zu beichten habe. Nachdem er das Verfahren und den Sündenkatalog erklärt hatte, sollte sich einer melden und vor der Klasse probenhalber eine Beichte ablegen. Ich meldete mich, und da es ja nur eine Probe war, keineswegs der Ernstfall, fabulierte ich ein buntes Sündenregister zusammen. Als ich bekannte: Ich habe insgesamt dreimal die Frau Malermeister Bertschi begehrt, brannte Hochwürden Stocklin die Sicherung durch. Er zerrte mich an den Haaren, bis ich blutete. Heulend bin ich zu meiner Mutter gerannt, aber als tapferer Bub präsentierte man seine Wunden mit einem gewissen Stolz, und niemandem wäre es damals in den Sinn gekommen, Stocklins Jähzorn mit dem Zölibat oder sexuellen Frustrationen zu erklären. Vor fünfzig Jahren war es selbstverständlich, dass Hochwürden Stocklin am Altar ein anderer war, ein Herr der Wandlung, der aus Wein Blut, aus Brot den Leib machte. Als Wandler wandelte er über uns, auch über der eigenen Sündhaftigkeit, und es war der Wandler, nicht der Jähzornige, der am Altar die Hand zum Segen hob. *Ite missa est. Deo gratias.*

Mit elfeinhalb Jahren wurde ich Zögling der Stiftsschule Einsiedeln. Wir trugen bodenlange Kutten, die wir von Vorgängern übernahmen, und bildeten, nach Grösse geordnet, ein namenloses Carrée. Wir waren Glieder eines Massenkörpers und sollten in der Wiederholung des stets gleichen Tages einen Vorschein der Ewigkeit erfahren. Wir schliefen in Schlafsälen, Gitterbett an Gitterbett, und nachts nahm man teil an einem Traum, den der Massenkörper träumte: von Titten, von Autos, von Schokolade und Schnitzeln. Damals, in den Sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, lebten zweihundert Mönche im Kloster, dreihundert Zöglinge und fünfzig Brüder. Jeweils nach der Vesper zogen wir vor die Schwarze Madonna, die im hinteren Teil der barocken Stiftskirche ein Tempelchen aus schwarzem Marmor bewohnte. Jeden Morgen wurde sie vom Vestiaribruder, ihrem Kammerdiener, eingekleidet, und ihre Gewänder hatten jene Glockenform, die im Escorial Philipp II. bei den ersten Damen Mode gewesen war. Das Carrée verneigte sich in Ehrfurcht, von den Jüngsten, die noch Kinder waren, bis zu den Ältesten, greisen Mönchen, hinter denen, wie geflüstert wurde, der Tod stand mit Stundenglas und Sense. Das Carrée bestand nur aus Männern, aber über den gebeugten Nacken schwebte die Madonna, die Heilige Mutter mit dem Kind, umkränzt von einem Gewitter aus Blattgold, das flache, aus Ebenholz geschnitzte Gesicht eine Maske des lächelnden Schweigens. *Salve Regina, mater misericordiae, sei gegrüsst, Königin, Mutter der Barmherzigkeit.*

Mit fünfzehn Jahren gehörte ich zu den Gründern eines Atheisten-Clubs. Wer Mitglied werden wollte, musste eine Prüfung ablegen. Während des sonntäglichen Pontifikal-Amtes hatte man in den Dachstuhl der Klosterkirche zu steigen und durch ein Loch in der Weihnachtskuppel einen Papierflieger hinunter segeln zu lassen, mit einem atheistischen Satz beschriftet. Auf meinem Flieger stand: „Religion ist der Wille zum Winterschlaf, Nietzsche.“ Während der Sommerferien las ich Feuerbach und Sartre. Dem Vater verschlug es die Sprache. Als ich stolz erklärte, ich würde während der Ferien keine Messe besuchen, schluchzte die Mutter auf. Sie leide an einer grossen Schuld, gestand sie mir. Sie habe zwei tote Kinder geboren. Da ungetauft, seien sie von der Auferstehung der Toten ausgeschlossen und müssten ewig im Limbus verharren. Das Wort kannte ich. Der Limbus war nicht Himmel, nicht Hölle, nicht Fegefeuer, aber erst durch die schluchzende, schreiende Mutter wurde der Nicht-Ort sichtbar. Nun war er auch für mich wie für die Mutter ein im Jenseits gelegenes Embryonen-KZ. Als Freigeist kommst du in die Hölle, schrie die Mutter, das Fleisch von meinem Fleisch ist verdorben. Um sie zu beruhigen, versprach ich, am Samstag zur Beichte zu gehen. Mein Vater, der das Unglück kommen sah, machte den Vorschlag, ich möge meine Beichte wie er und seine politischen Freunde bei Pater Othmar ablegen – Pater Othmar, ein uralter Kapuziner mit wallendem Bart, war vollkommen taub. Aber in meinem pubertären Stolz ging ich zu Hochwürden Stäuble, dem Dekan und Stadtpfarrer. Ich beichtete, ich hätte einen Atheisten-Club gegründet und würde für einen Gott, der schuldlose Embryonen bestrafe, nichts als Verachtung übrig haben. Hinter dem Gitter, das ich beflüsterte, hörte ich Laute der Entrüstung. Dann warf er mich raus, und nie werde ich den Kopf von Hochwürden Stäuble vergessen, aus dem Beichtstuhl hervorgereckt, mit grossen, vom Entsetzen geweiteten Augen.

1974 wurde ich Student an der Freien Universität Berlin. Religion existierte hier nur noch als vergleichende Religionswissenschaft, Philosophie nur noch als Gesellschaftswissenschaft – Gott, Metaphysik, Transzendenz: lauter alte Hüte. Ich rettete mich in eine Platon-Vorlesung von

Professor Michael Landmann. Landmanns Mutter hatte zum George-Kreis gehört. Er war jüdisch, Schweizer, ein vornehmer Herr, den seine Kollegen und die Studenten wie Dreck behandelten. Als ich die Erinnerung an ihn wachzurufen versuchte, wies mich ein Freund auf einen Essay hin, den Landmann in jenen Jahren in der von Mircea Eliade und Ernst Jünger herausgegebenen Zeitschrift *Antaios* veröffentlicht hat. In diesem Essay beschreibt Landmann hell-sichtig den Riss, der damals durch die Welt gefahren ist. In seiner Vorlesung und seinen Seminaren wird er sich ähnlich geäußert haben, aber ich war weder willens noch fähig, ihn zu verstehen. Die Studentenrebellion, die er als Satyrspiel einer grossen Tragödie empfand, als Konsequenz aus der Vernichtung der griechisch-biblischen Welt, war für mich ein Aufbruch. Nur: Glücklich machte er mich nicht, dieser Aufbruch. Eher war das Gegenteil der Fall. Ich hatte Heimweh nach den verlorenen Ober- und Überwelten, meine metaphysischen Antennen zap-pelten ins Leere, deshalb sass ich ja als einer von drei Hörern bei Landmann. Ich glaubte nach wie vor, es müsse ein Ewiges geben, und verliebte ich mich, war die Liebe, um es mit Jean Paul zu sagen, „angewandte Unendlichkeit“. Warum gerade die? Weil sie meiner Anima entsprach – durch Ute hindurch küsste ich mein Urbild. In der Liebe war ich immer noch religiös. Ich betete die Frauen an, wie ich es an der Seite der Mutter und später als Glied des Massen-körpers vor der Schwarzen Madonna gelernt hatte. Ja, zum letzten Mal befand ich mich in einem heiligen Bezirk. Er war so gross wie die Matratze meiner Kreuzberger Wohnung. Hier wurde der Mutterglaube wieder wach. Hier war ich mit Platon und Landmann überzeugt, dass unsere Seele vor der Geburt alles in seinem Wesen geschaut hat. Wird die Seele geboren, vergisst sie das Geschaute. Aber das Vergessen, so hat es Thomas von Aquin gelehrt, hat der Seele die *inquietudo desiderii* eingepflanzt, die Unruhe des Verlangens. Jedes Lebewesen, ob Mensch, Tier oder Pflanze, möchte sich ins Unwandelbare zurückverwandeln, möchte heimkehren in die Schau des Ganzen, ins Absolute, und da wir der Zeit verhaftet sind – auch das steht beim Aquinaten – richtet sich das Begehren eben auf das Konkrete, auf Ute.

Das Begehren blieb, das Absolute verschwand.

Warum es geschah, weiss ich nicht, es geschah, es war an der Zeit, und erst heute, als älterer Mann, vermag ich zu ermessen, dass der Riss, den Landmann seinerzeit diagnostiziert hat, nicht nur durch mein Leben ging, sondern durch die Welt und die Zeit. Landmann baut seine Gedanken im *Antaios*-Essay auf einer Geschichte auf, die von Plutarch stammt. Im 17. Kapitel seiner Schrift „Vom Untergang der Orakel“ erzählt Plutarch eine sonderbare Begebenheit. Ein Schiff unter dem Kommando des ägyptischen Kapitäns Thamus fuhr eines Tages an der Insel Paxoi vorbei. Da riefen sie vom Ufer herüber: „Thamus, Thamus, wenn du gegenüber Palodes kommst, dann verkünde: Der grosse Pan ist tot.“ Alle erschrecken und berieten, ob sie den Auftrag ausführen sollten. Thamus fasste den Entschluss, bei Wind an der Insel vorüberzufahren, bei Windstille jedoch zu melden, was er gehört habe. „Als man gegenüber Palodes ankam, war weder Wind noch Wellengang. Thamus stellte sich an die Reling, blickte zum Land hin und rief: ‚Der grosse Pan ist tot.‘ Da erhob sich auf der Insel ein lautes Wehgeschrei, nicht eines Einzelnen, sondern vieler, vermischt mit Ausrufen des Entsetzens.“ Landmann weist darauf hin, dass man die Geschichte des Plutarch christlich gedeutet habe. In diesem Verständnis sei der Tod des Pan, der nicht zufällig in der Zeit des Kaisers Tiberius erfolgt sei, also in der Zeit des Erscheinens Christi, das Symbol für den Untergang der heidnischen Antike. Aber die Geschichte, schliesst Landmann den Essay, zeige auch dies: dass Götter sterblich sind.

Vor einigen Jahren fuhr ich auf einem alten Auswandererkahn von Durban, Südafrika, nach Indien. Die Passage dauerte mehrere Tage, und die ganze Zeit schien das Schiff am Pol der uns umgebenden, anscheinend immer gleichen Meerwölbung zu kleben. Um festzustellen, dass wir Fahrt machten, musste man die aufgewühlte Hecksee betrachten oder an der Reling in die Tiefe blicken, wo die Wellen an der Bordwand entlangschossen. Und dann gab es da noch ein Zeichen, das zunehmend deutlicher zeigte, dass wir unterwegs waren: wenn die Moslems an Deck kamen, ihre Gebetsteppiche entrollten und sich gegen Mekka verneigten. Ein Schiffsoffizier mit gezücktem Kompass gab ihnen jeweils die Richtung vor, und da sich Mekka mit jeder Seemeile weiter nach Westen verschob, drehten sich die Betenden sukzessive mit, wie Kompassnadeln, von ihrem Heiligtum magnetisch angezogen. Meist stand ich mit einem Major Philips, übriggeblieben aus britischen Kolonialzeiten, an der Bar, leicht angesoffen, ein wenig fiebrig, und beide verstummten wir, wenn das ganze Schiff zum Gebetsraum wurde: Allah-il-Allah auf dem Oberdeck, auf den Unterdecks, in den Sälen, in den Korridoren.

Auf jenem Schiff wurde ich mit der Frage konfrontiert, wie ich es mit der Religion halte. Ich war nie aus der Kirche ausgetreten, aber war ich noch katholisch? Oder eine Karteileiche

des Atheisten-Clubs? Mitten auf dem Indischen Ozean wurde mir klar, dass die Frage nach meiner Religionszugehörigkeit möglicherweise nicht mehr mir gehörte.

Kürzlich suchte ich wegen eines Bandscheibenvorfalles einige Male die Praxis eines türkischen Arztes in Berlin Kreuzberg auf. Der Arzt bot mir jeweils Tee an, wir kamen ins Gespräch, ich erfuhr, dass er seine beiden Kinder in die Heimat geschickt hatte, zur Grossmutter. Sie sollten das Gymnasium in Istanbul besuchen – in Kreuzberg sei ihm das Klima zu fundamentalistisch, zu fanatisch. Dass ich den Namen des Arztes verschweigen muss, um ihn nicht zu gefährden, mag zeigen, wo wir angekommen sind. Viele Türken und Araber, vor allem jene, die im Westen aufgewachsen sind, haben ein Heimweh nach einer Heimat, in der sie noch niemals waren. Es ist eine metaphysische Heimat, doch besitzt dieses überirdische Land ihrer Sehnsucht auch sehr irdische Fernsehsender, die via Satellit in die Kreuzberger Wohnungen und Teestuben hineinpredigen. Uns halten diese jungen Männer für gottlose, verdorbene Leute, und jeder Kiosk gibt ihnen recht, jede leere Kirche, jedes Grab, das auf vergessenen Friedhöfen verlottert. Es ist die alte Geschichte. Pan, jetzt auf unserer Seite, stirbt wieder.

Ich habe Ihnen meine religiöse Biographie erzählt, weil sie zeigt, was und wieviel sich in wenigen Jahren verändert hat. Die Kirche, in meinem Fall ist es die katholische, hat in unseren Breitengraden ihre Mütterlichkeit verloren. Mit dieser Mutter habe ich sehen, reden, glauben, beten, denken gelernt. Muttersprache, Mutterglaube, das war für mich dasselbe. In der Pubertät wehrte ich mich dagegen, ich wollte eine eigene Sprache sprechen und musste wenig später feststellen: Die Worte, die früher der Kirche gehört hatten, lagen jetzt frei herum, durften nach Belieben in den Mund genommen und auf alles Mögliche angewendet werden. Zum Beispiel das Wort Opfer. Während sich Theologen auf einmal scheuten, vom Messopfer zu reden, gab sich alle Welt als Opfer aus, als Opfer der Eltern, der Verhältnisse, der Umstrukturierung, des Kapitalismus et cetera. Andere Mutterwörter, die eben noch heilig gewesen waren, galten über Nacht als giftig. Das Wort Wandlung wurde durch Veränderung ersetzt, das Wort Auserwähltheit als rassistisch empfunden und ins Feuer geworfen. Ich könnte die Liste beliebig fortsetzen. Epiphanie, sowas gehört heutzutage in die Klinik. Der Satan, das Wunder, die Heiligen sind in die Literatur emigriert. Auch ich, muss an dieser Stelle gebeichtet werden, habe den allgemeinen Missbrauch der Worte mitgemacht. In Calderons „Welttheater“ heisst eine Figur „Das Gesetz der Gnade“. Angestachelt von Voltaire, der vom „Gnadenterror“ spricht, habe ich in meiner Bearbeitung des Dramas das Gnaden-Gesetz gestrichen.

Wie kam es zum Riss? Ich weiss es nicht. Ich konnte Ihnen nur erzählen, dass ich ihn am eigenen Leib erlebt habe. Und vielleicht darf ich Ihnen sagen, was er für uns bedeutet. Wieder fährt das Schiff des Kapitäns Thamus an einer Insel vorüber – es ist die Insel, die Shakespeare in seinem letzten Stück, im „Sturm“, zur Bühne gemacht hat. Am Strand steht Prospero, ein alter Mann, und entledigt sich jener Gewänder, die el autor, der Schöpfer, zu Beginn von Calderons „Welttheater“ angezogen hat. Prospero spricht: „So brech ich meinen Stab, / Begrab ihn manche Klaffer in der Erde, / Und tiefer als die Fische je geschwommen / Will ich mein Buch ertränken.“

So endet im Sturm das Welttheater. Ohne Zaubermantel ist Prospero nackt, ohne Buch wehrlos, ein Opfer der kläffenden Meute, Vorhang.

Ich danke Volker Hesse für seine Laudatio. Zweimal hat er das Einsiedler „Welttheater“ grandios ins Szene gesetzt, und ich bin glücklich, dass meine Mutter die Aufführung im Jahr 2000 noch erleben durfte. Die Figur des Ungeborenen Kindes haben Hesse und ich aus der Isolation erlöst, im Tod sind alle gleich, und Gottseidank hat der heutige Papst, Benedikt XVI., inzwischen beschlossen, die Lehre vom Limbus infantium nicht mehr zu verbreiten. Die Korrektur kam spät, zu spät. Das II. Vatikanische Konzil raubte der Kirche die Sprache, das Latein, aber die mittelalterlichen Folterwerkzeuge wurden ihr nicht aus der Hand genommen – man kann darüber nur traurig den Kopf schütteln.

Ich danke dem Abt von Einsiedeln, dass er uns auf dem Klosterplatz Calderons Spiel spielen liess. Abt Dr. Georg Holzherr hat uns in seiner benediktinischen Weisheit unterstützt, und gern denke ich an die Disputationes zurück, mit der Abt Georg uns half, die richtige Form zu finden. Bei der zweiten Inszenierung, anno 2007, war Pater Georg nicht mehr der Abt des Klosters – wir haben ihn schmerzlich vermisst.

Sehr verehrter, lieber Herr Professor Küng. Ich lese Sie seit Stiftsschul-Zeiten; im Studiensaal lag damals Ihre Zeitschrift Consilium auf, und ich erinnere mich gut, wie anno 67 Ihr Buch „Die Kirche“ einschlug – wie die Papierflieger des Atheisten-Clubs im Hochamt der Einsiedler Kirche. Ihre Leser haben es längst gemerkt: Das Verfahren, das ich angewendet habe,

die Erzählung der religiösen Biographie, ist Ihrer Theologie entnommen. Im Geschichtlichen, im Narrativen, möchten Sie den Glauben aus dem „platonischen Gehäuse“ befreien – von den Oberwelten zu einer „Christologie von unten“, von Platon zu Hegel. Da haben wir, wie es in unserer Innerschweizer Heimat heisst, das Heu nicht auf der gleichen Bühne, und wenn ich mit diesem Bekenntnis Ihnen und der Herbert-Haag-Stiftung meinen herzlichen Dank für den ehrenvollen Preis entbiete, so geschieht dies im tiefen Respekt vor Ihrer Lebensleistung. Sie haben es uns vorgelebt: Steht man vor dem Papst, redet man ihm nicht nach dem Mund.

Ich komme zum Schluss.

Warum hat sich die Heilige Mutter, der noch vor fünfzig Jahren die Worte und die Welt gehört haben, in den alten, nackten, von der Meute gehetzten Prospero verwandelt? Weshalb hat die Kirche ihr Buch versenkt? Vielleicht geschah es im Vertrauen auf die Wandlung, im Glauben daran, dass dem Tod die Auferstehung folgt. Vielleicht halten wir dank dieser Hoffnung das Leben aus – und das Sterben auch.

Nach einem Autounfall sass ich schwerverletzt am Strassenrand. Wie sich später herausstellen sollte, hatte ich fast die Hälfte meines Bluts verloren. Ich betastete das taufeuchte Gras und dachte: Wie schön ist das Gras. Dann sah ich einen Strassenpfosten und weinte vor Glück: Hatte ich je eine vollendetere Form gesehen? Es war eine Nacht im Mai, dem Marienmonat. Beim Knall war ein fünfmonatiges Kind in einem nahen Haus erwacht. Sein Weinen weckte die Mutter. Sie legte das Kind an ihre Brust und trat mit ihm ins Fenster. Ich war bereits hinüber. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Aber sie sah mich – sie, eine junge Frau aus Willerzell, die in dieser Nacht zugleich die Mutter der Barmherzigkeit war, die Königin mit dem Kind, von Sternen umkränzt.

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Laudatio für Thomas Hürlimann von Volker Hesse, Regisseur, Zürich

[Die Laudatio wurde ohne Manuskript frei gesprochen.]

Thomas Hürlimann kennt sich aus im Katholizismus. Seine Prosaschriften schildern schmerzhaft genau und mit dunklem Witz das bürgerlich-katholische Milieu.

Höhepunkt der Auseinandersetzung mit der katholischen Tradition waren Hürlimanns Einsiedler Welttheater 2000 und 2007. In unterschiedlichen Sprachformen – von der leidenschaftlichen grossen Rede zum drastischen Kalauer, vom innigen Gebet zur gelehrten philosophischen Disputatio, von satanischen Versen zu geheimnisvollen rituellen Formeln – entfaltet Hürlimann seine gestalterische Kraft. Mit brennender Intensität stellt er die alten grossen Sinnfragen neu: warum leiden wir? Wie halten wir die Flüchtigkeit unseres Daseins aus? Was bleibt von uns?

In tiefer Vertrautheit mit katholischem Geist und mit den Krisen unserer Gegenwart ringend entstanden Kunstwerke, deren Reichtum und Komplexität viele Menschen aufwühlten und erschütterten.

Umso befremdender wirken die einfältigen Zensurwünsche einiger amtlicher Kirchenvertreter. Der Abt des Klosters Einsiedeln fordert ein Theater der positiven Verkündigung, der Glaubensgewissheit, eine "prophetische Kunst", jenseits vom "Zeitgeist".

Es ist gut, dass Thomas Hürlimann den Preis für Freiheit in der Kirche erhält.

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Laudatio für Beatrice Eichmann-Leutenegger von Nikolaus Klein, Jesuit, Zürich

Der umgangssprachlich vertraute Begriff "Literaturkritik" bezeichnet das Rezensieren literarischer Neuerscheinungen und das Besprechen künstlerischer Darbietungen als deren Haupttätigkeit. Er beschreibt damit den für sie eigentümlichen Gegenstand, und er markiert gleichzeitig den Unterschied zur Literaturwissenschaft. Denn anders als die Literaturwissenschaft sieht sich die Literaturkritik nicht nur der jeweiligen Aktualität verpflichtet, sondern sie will durch ihre Urteile und Bewertungen das lesende Publikum informieren und überzeugen. Trotz dieser Differenz sind Literaturkritik und Literaturwissenschaft im Verlaufe der Geschichte ihrer Entfaltung miteinander verschwistert geblieben. Dies lässt sich leicht nachvollziehen, wenn man sich der Geschichte jenes Begriffs vergewissert, den beide, Literaturwissenschaft wie Literaturkritik für sich in Anspruch nehmen. Es ist der Begriff der Kritik.

Seit Francis Bacon 1605 (in "The Advancement of Learning") zwischen einer "schulmässigen" und einer "kritischen" Wissensvermittlung unterschied und die Wissenschaften dem kritischen Verfahren zuordnete, ist der Begriff der "Kritik" zum Grundbegriff der Wissenschaften in der Moderne geworden. Gleichzeitig fand er auch einen zentralen Platz in den damals veröffentlichten Traktaten über Dichtkunst: Es ging nicht mehr nur darum, literarische Werke nach den Poetiken von Aristoteles und Horaz zu beurteilen, sondern es ging darum, nach ihren konkreten Wirkungen auf das "lesende Publikum" zu fragen. Dass damit der Adressat von Werken für die Literaturkritik einen neuen Stellenwert erhielt, hing mit einem grundlegenden sozialgeschichtlichen Vorgang zusammen: Die Kunst löste sich von ihrer bisherigen Aufgabe, kirchlicher und höfischer Repräsentation ästhetisch zu erhöhen. Sie wurde zu einem Medium der Selbstverständigung des aufsteigenden Bürgertums. Die Literaturkritik in ihren vielgestaltigen publizistischen Formen wurde zu einem Moment dessen, was später Strukturwandel der Öffentlichkeit genannt worden ist.

Aus diesem historischen Rückblick ergibt sich ohne weiteres, welche bedeutende Rolle Literaturkritik und deren Vertreter, nämlich die Literaturkritiker in den verschiedenen Stadien der sich herausbildenden Öffentlichkeit von der Aufklärungsepoche an bis zu der, durch die Massenmedien geprägten Gegenwart gespielt haben und noch spielen. In dieser Entwicklung agiert der Literaturkritiker nicht nur als Anwalt des lesenden Publikums, sondern er steht im gleichen Masse für die Autonomie des Kunstwerkes ein. Diesen Sachverhalt hat Walter Benjamin in seiner Studie über den Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik herausgearbeitet. Für die Frühromantiker, vor allem für Novalis und Friedrich Schlegel gehörte die Kunstkritik unauflöslich zum Kunstwerk selber. Ihr Ziel ist einerseits "Vollendung, Ergänzung und Systematisierung des Werkes, andererseits seine Auflösung im Absoluten". Wesentlich für das Kunstwerk ist seine immanente Kritisierbarkeit, d.h. seine Reflexivität, in deren Entfaltung sich das Werk selbst in seiner "Notwendigkeit" und damit als zur "Kunst" gehörig ausweist. Mit dieser Forderung nach dem Kunstcharakter der Literatur hält der Kunstkritiker an der gesellschaftsbildenden und gesellschaftsverändernden Funktion der Literatur fest. Denn er begreift sie als ein Element innerhalb der Konkurrenz anderer gesellschaftlichen Faktoren, die den Freiheitsprozess des Menschen möglich machen.

An dieser Stelle lässt sich mit Recht fragen, was diese Überlegungen im Rahmen einer Laudatio für das literarische und literaturkritische Werk von Beatrice Eichmann-Leutenegger bedeuten könnten. Sie sind der Versuch, sich einem in seinen Themen und Formen vielgestaltigen Lebenswerk zu nähern, das sich aus der Tradition der Literaturkritik versteht, wie diese sich seit der Aufklärung entwickelt hatte. Beatrice Eichmann-Leutenegger hatte sich nach ihrem Studium der Germanistik für eine publizistische Tätigkeit entschieden, und sie hat vor allem als Literaturkritikerin gearbeitet. Sie verfasste Rezensionen zu literarischen Neuerscheinungen, veröffent-

lichte essayistische Darstellungen über das Gesamtwerk von Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts und gab zusammen mit Charles Linsayer eine Anthologie mit Werken von Gertrud Wilker heraus. Dabei ist für ihre Arbeitsweise – von der knappen Rezension bis zur ausführlichen Darstellung eines Werkkomplexes – kennzeichnend, dass sie zwischen dem Blick auf den Autor/die Autorin und dem Blick auf das Werk unterscheidet und so Autor/Autorin und Werk in eine produktive Beziehung zueinander bringt. Diesem Zusammenspiel von Autor/Autorin und Werk hat sie in "Dreizehn Porträts ausserordentlicher Frauen" eine eigene Analyse gewidmet.

Im Vorwort zu diesen Studien schreibt Beatrice Eichmann-Leutenegger: "Das Leben liegt in der Jugend dieser Frauen als weite Landschaft da, die sie mit ihren Träumen erfüllen. (...) Doch oft zerschlagen sich diese lustvollen Vorstellungen jäh. (...) So scheint das Scheitern näher als das Gelingen zu sein. Die einen Frauen wählen den Tod, andere – wie etwa Nelly Sachs oder Annette von Droste-Hülshoff – entdecken mitten im Schmerz die lebensrettende Kraft, welche in der Verwandlung und künstlerischen Umsetzung schwieriger Erfahrung liegt. So steht zwar hinter dieser weiblichen Porträtreihe die Wehmut über einige frühverstorbene Frauen, aber da ist auch ein Potential weiblicher Vitalität zu entdecken: jene Aufbruchstimmung in Wendezeiten, die sich zu behaupten weiss." Diese Passage in der Einleitung zu den dreizehn Frauenporträts ist bemerkenswert, denn in ihr verbinden sich der Blick auf die Geschichte mit ihren uneingelösten Hoffnungen und die Frage, was denn in der aktuellen Situation zu tun sei.

Bemerkenswert ist diese Stelle aber noch aus einem anderen Grund. Unmittelbar danach wird von der Autorin festgehalten, dass unter den Porträtierten zwei Frauen nicht vorkommen, obwohl sie wörtlich "in meinem Fall als Lebensfiguren" gelten mögen. Beatrice Eichmann-Leutenegger nennt dabei Getrud Kolmar und Edith Stein. Wenn die Verfasserin diesen Verzicht damit begründet, sie hätte über die genannten zwei Frauen an anderer Stelle sich ausführlich geäußert, – über Getrud Kolmar hat sie 1993 einen für die Forschung unverzichtbaren Text- und Bildband vorgelegt – so verstehe ich diesen Hinweis anders. Der Verweis auf die "andere Stelle" markiert in diesem Buch eine Leerstelle. Es ist ein sprachlicher Gestus, indem nur die Namen genannt, aber nicht mehr über die Genannten gesagt wird. Das Schweigen der Literaturkritikern wird so beredt: Beide Frauen waren Opfer der Shoah. Ihre Werke fanden zu ihren Lebzeiten kaum oder nur ein geringes Echo. Ob wir es je hören, hängt von uns ab, aber auch von den Anstrengungen derer, die als Kritiker/Kritikerinnen uns den Zugang vermitteln.

Wir wünschen, dass Beatrice Eichmann-Leutenegger für uns Leser und für viele Autoren/Autorinnen noch viele solcher Zugänge schaffen kann.

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche

Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Dankeswort von Beatrice Eichmann-Leutenegger

Sehr geehrte Herren Stiftungsräte, liebe Gäste,

an einem Septembermorgen ruft jemand an und teilt mit, man werde eine Auszeichnung erhalten. Der Überbringer der guten Nachricht ist Erwin Koller, seinerzeit am Fernsehen verantwortlich für die „Sternstunde“ am Sonntagmorgen. Er hat auch mir an jenem Morgen, der allerdings auf einen Montag fiel, eine Sternstunde beschert. Ein wenig fühlte ich mich wie das Sterntalerkind aus den Märchen der Gebrüder Grimm, auf das die Sterne fielen, nachdem es alles verloren hatte. Angesichts der Einbrüche im Medienbereich werden Sie den nicht ganz stimmigen Vergleich trotzdem verstehen.

Was bleibt, ist Dankbarkeit. Dankbarkeit gegenüber der Aufmerksamkeit, die meinem mehr als dreissigjährigen publizistischen Schaffen mit diesem Preis entgegengebracht wird. So möchte

ich der Herbert Haag-Stiftung von Herzen danken. Sie setzt sich für die immer wieder bedrohte Freiheit in der Kirche ein. Für mich ist diese Freiheit identisch mit der Freiheit des Wortes, gerade auch des weiblichen Wortes, das sich nicht eindämmen, nicht zähmen, nicht kalkulieren lässt. Der Berner Theologe und Dichter Kurt Marti sagt:

„Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (und ich darf ergänzen: einige Dichterinnen), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhanden gekommen ist.“

Diese „heilige Unberechenbarkeit“ ist ein wildes Geschöpf, dem man nur zu rasch die Freiheit entzieht. Hinter solchen Sanktionen steckt Angst. Angst wirft in die Unfreiheit, Vertrauen jedoch vermag die Netze zu zerreißen. Herr Professor Küng, Sie haben in Ihrem jüngsten Buch, „Was ich glaube“, das Vertrauen ins Zentrum gerückt. Ich habe viel aus Ihrem Buch gelernt, da ich mich eher zum Geschlecht der Zitternden und Zagenden zähle. Der Preis bestätigt mich darin, dass sich in den schwarzen Löchern – und es müssen ja nicht gleich jene des Universums sein – auch wieder Lichtpunkte zeigen können. Mit anderen Worten: Der Preis nährt mein Vertrauen.

Ein grosser Dank geht auch an Nikolaus Klein, den Chefredaktor der Jesuitenzeitschrift „Orientierung“. Er hat mir eine Freiheit gewährt, die ich nirgendwo sonst gefunden hätte. Es war die herrliche Freiheit der Themenvorschläge, für die stets genügend Platz zur Verfügung stand. Unbefangen konnte ich Ideen einreichen, keine Gestalt schien zu entlegen zu sein, ja die Hauptsache spielte sich gerade an den Rändern ab – dort, wo nicht die offizielle Aufmerksamkeit hinfiel. Immer aber stand die Erinnerung, die nicht verloren gehen durfte, im Zentrum meiner Texte. Obwohl ich in mir keinerlei Hang zum Martyrium verspüre, habe ich für sie das vergossen, was man in der Sprache der Empfindsamkeit --- „Herzblut“ nennt.

Vielen unter Ihnen danke ich ebenfalls – jeder und jede kennt die Gründe.

Ich danke aber auch jenen, die bereits diese Welt verlassen haben: unserer Mama, die anschaulich und detailfreudig erzählt hat – unserem Vater, den meine Schwester Gertrud und ich innerhalb der Familie als beharrlich Schreibenden und in der Aussenwelt als humorvollen Redner erlebt haben. Er, der einstige Stiftsschüler des Klosters Einsiedeln, vermittelte uns benediktinische Geistigkeit im Alltag auf *seine* Art ; er sprach vom „ora et labora“ und meinte Genuss und Arbeit im Wechsel. Gern liess er im geeigneten Moment auch ein Dictum fallen: „Je näher bei Rom, umso unheiliger der Christ.“ Heute verstehe ich diesen Satz viel besser. In der Kirche siedelt sich das Heilige nicht zwangsläufig in der Mitte an, wo vielerlei Netze sich spannen, die *gefangen* nehmen und *befangen* machen, sondern an den Rändern – nicht im Vordergrund, sondern im Verborgenen. *Dort* herrscht der frische Wind der Freiheit. Brechen wir daher kühn zu den Rändern auf.

Und ich danke –

Der Schwyzer Region, dieser Hallelujah-Landschaft, die früh den Geist der Unabhängigkeit einimpfte, dem Wald und all den Berner Flusswegen der Aare entlang. Hier, zwischen Schatten und Licht, und wie alle anderen Menschen unterwegs, sind mir Ideen zugeflogen. So stimme ich dem Kirchenlehrer und Mystiker Bernhard von Clairvaux zu, von dem der Ausspruch überliefert ist:

„In den Wäldern lernt man mehr als aus Büchern.“

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche
Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern
Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Laudatio für Karl-Josef Kuschel von Professor Dr. Magda Motté, Aachen

„Theologie im Vorhof“¹

„Allen ist es erlaubt zu denken,
aber vielen bleibt es erspart.“ (Curt Goetz)

Uns allen, die wir hier versammelt sind, vor allem aber Ihnen, lieber Karl-Josef Kuschel, ist es nicht erspart geblieben, vielmehr hat Sie das Denken auf neue, unglaublich spannende, vielfach auch beschwerliche Wege geführt. Dass Sie das ausgehalten und fruchtbar durchgeführt haben, dafür werden Sie heute hier ausgezeichnet.

Ich freue mich für Sie und bin dankbar, dass ich als Literaturwissenschaftlerin Ihre Verdienste um eine zeitgerechte *Theopoetik* und *das freie Wort* in der Kirche würdigen darf.

Bereits in jungen Jahren kam unser Preisträger auf den Weg der kritischen Auseinandersetzung: politisch als rebellischer Student, theologisch als vehementer Verfechter der Grundgedanken des Konzils, historisch als Überwinder traditioneller Muster der „christlichen Dichtung“.

In den frühen siebziger Jahre haben wir einander entdeckt: Karl-Josef Kuschel arbeitete als junger Doktorand an der Erforschung der jesuanischen Literatur, ich hatte soeben ein Buch für den Religionsunterricht „Religiöse Erfahrung in modernen Gedichten“ publiziert, in dem ich mich mit modernen Texten von *Ingeborg Bachmann*, *Bertolt Brecht*, *Paul Celan*, *Helmut Heißenbüttel* u. a. ausdrücklich von der sogenannten christlichen Literatur absetzte.

Uns beiden war klar, was bis in die sechziger Jahre hinein als christliche Literatur gepriesen wurde, verfehlte total unsere Welt und Zeit, sowohl thematisch ob einer verengten Moral und dogmatisch geprägten Glaubenssicherheit als auch ästhetisch ob am Stil des 19. Jahrhunderts angelehnter Strukturen und Sprache.

Was wir spürten und in Neuansätzen verfolgten, hatte Ende der fünfziger Jahre bereits *Marie Luise Kaschnitz* in ihren „Tutzinger Gedichten“, die wir unabhängig voneinander als Beweis heranzogen, auf den Punkt gebracht:

„Die Sprache, die einmal ausschwang Dich zu loben,
Zieht sich zusammen, singt nicht mehr
In unserem Essigmund. Es ist schon viel,
Wenn wir die Dinge in Gewahrsam nehmen,
Einsperren in Kästen aus Glas wie Pfauenaugen
und sie betrachten am Feiertag.
Irgendwo anders hinter sieben Siegeln
Stehen Deine Psalmen neuerdings aufgeschrieben.
Landschaft aus Logarithmen, Wälder voll Unbekannter,
Wurzel der Schöpfung, Gleichung Jüngster Tag.“²

Hier beschreibt ein angefochtenes Ich mittels neuer, unverbrauchter Bilder aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich seine Verstehens- und Sprachnot. Die Psalmen sind ihm so schwer zu entschlüsseln wie Gleichungen, Wurzeln, Logarithmen in der Mathematik. Zwar werden die „die Dinge“, also die traditionellen Worte und Riten, nicht vollends preisgegeben, vielmehr konserviert und „am Feiertag“ bewundert.

¹ Fridolin Stier: Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen, Freiburg 1981, 347

² Marie Luise Kaschnitz: Dein Schweigen - meine Stimme. Neue Gedichte. Hamburg 1962, 12f.

Übrigens ein präzises Bild für den Umgang des Zeitgenossen mit dem Sakralen: genutzt zur Verschönerung bürgerlicher Feste wie Weihnachten, Hochzeit, Beerdigung, bewundert in gepflegten Kirchen, Museen und Ausstellungen zur Ferienzeit, gehandelt zur luxuriösen Ausstattung von Räumen, Kalendern und Glückwunschkarten.

Im weiteren Verlauf des Gedichts tastet die Autorin die Glaubensgeschichte ab und kommt zu dem Schluss:

„Du willst vielleicht gar nicht, daß von Dir die Rede sei“

Aber sie gibt Gott nicht auf:

„Sicherer wohnst Du als im Gotteshause
Im Liebesschatten der verzagten Stirn.“³

„Im Liebesschatten der verzagten Stirn“ – das wurde unser Stichwort: Gott und Jesus zu suchen außerhalb einer selbstsicheren kirchlichen Dogmatik, sie zu finden in den Werken der Dichter, die aus unzähligen Perspektiven ihren Blick auf das unfassbare Geheimnis Gott richten.

Unser Preisträger ging also zu den Dichtern und studierte ihr Jesus- und Gottesbild; er entdeckte in einer Vielzahl zeitgenössischer Werke *den anderen Jesus*, den Bruder, den Helfer, den Narren, den Revolutionär, den Verfolgten sowie den unbegreifbaren Gott. Als Theologe und Germanist wusste er die Texte nicht nur thematisch zu erhellen, sondern auch formal und sprachlich zu werten. Das Ergebnis dieser ersten Studien war seine Dissertation „Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“.

Auf diese Arbeit samt einem Textband, der zu einem Standardwerk der Religionslehrer wurde, folgten zahlreiche weitere Studien in einer unbeschreiblichen Weite und Tiefe, z. B. die profund kommentierten Anthologien „Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts“ (1997) und „Jesus im Spiegel der Dichter. Eine Jahrhundertbilanz in Texten und Einführungen“ (1999).

Hier zeigt sich vor allem, dass unser Preisträger den Blick weitete über die enge Nationalliteratur hinaus, was sich mit seinen Studien zum interreligiösen Dialog deckt. Denn seit Mitte der 90er Jahre widmet er sich mit Phantasie und kritischer Unterscheidung der Geister seinen beiden Forschungsfeldern: der *Theologie der Kultur* und zusammen mit seinem ehemaligen Lehrer und Freund Prof. Küng der *Theologie des interreligiösen Dialogs*.

- Unermüdlich war und ist Karl-Josef Kuschel damit befasst, in Monographien, Autorenporträts, Interviews, Anthologien die existentiellen und religiösen Schichten im Werk bekannter Dichter der Weltliteratur und ihre offenen oder versteckten Fragen nach dem Geheimnis Gott herauszustellen.
- In Anschluss an seine dogmatische Habilitationsschrift „Geboren vor aller Zeit? Der Streit um Christi Ursprung“ (1985) folgten zahlreiche Untersuchungen zu kritischen theologischen Fragen.
- Diese mündeten und münden – im Austausch mit seinem Lehrer und Freund Hans Küng – in den interreligiösen Dialog und führten zu einer Vielzahl gewichtiger Publikationen zu den drei abrahamitischen Religionen; Titel wie „Adams Kinder“, „Streit um Abraham“, „Josef in Ägypten“, „Rilke und der Islam“, „Weihnachten und der Koran“ machen sein Engagement deutlich.
- Inzwischen weitete er seine Studien auf die östlichen Religionen aus: „Buddha und Christus“, „Rilke und der Buddha“ (erscheint im April), „Brecht und China“, „Grass und Indien“.
- Darüber hinaus ist er ob seiner lebendigen, vorurteilsfreien, selbständigen Vortragskunst ein beehrter und viel gefragter Referent und Vorstandsvertreter in den verschiedensten Gremien; immer im kritischen Umgang mit seinen Themen, nie konformistisch im Hinblick auf Karriere etwa in der Kirche.

³ Kaschnitz (Anm. 2), 13.

Die zahlreichen Publikation des Preisträgers oder die Namen der behandelten Autoren aufzuzählen, ist hier nicht der Ort. Hier stellvertretend nur drei Hinweise:

Dass Kuschel eine Vorliebe für den Aufklärer *Gotthold Ephraim Lessing* an den Tag legt, ist nicht verwunderlich. Bringt doch nach seinem Urteil dessen „dramatisches Gedicht“ „Nathan der Weise“ auf hohem literarischem Niveau ein in der deutschen Literatur einzigartiges Konflikt- und Versöhnungspotential der drei Buchreligionen: Judentum, Christentum, Islam zur Sprache, und zwar „trialogisch“ (Kuschel), das heißt in gleichwertigem Anspruch der Darstellung.

Wie er bei Lessing die drei abrahamitischen Religionen ins Auge fasst, so spannt er den Blick noch weiter auf Buddha und findet bei *Rainer Maria Rilke* eine literarische Brücke. Wir sind gespannt auf sein neues Buch.

Seine besondere Neigung gilt dem lange verfemten, bis 1967 auf dem Index der verbotenen Bücher verzeichneten Rebellen, Religionskritiker und Ironiker *Heinrich Heine*. Es ist Kuschels Verdienst, den späten Heine als einen um Gott ringenden Juden, eine Art Hiob-Figur, im Rahmen zweier Monographien „Gottes grausamer Spaß“ (2002) und „Der Kampf mit Gott“ (2008) für aufgeschlossene Christen verständlich gemacht zu haben.

Laß die heiligen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen –
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach das wäre niederträchtig.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger,
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Also fragen wir beständig
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler –
Aber ist das eine Antwort? ⁴

Heines kompromisslose, scharfe Kritik an den Beschwichtigungsparolen der christlichen Theozeelehre galt als ketzerisch. Seine Verse zu zitieren, sie aus dem Schattendasein herauszuholen und in einem christlichen und kirchlichen Umfeld als Argumentationshilfe heranzuziehen – dazu gehört Mut. Den hat Karl-Josef Kuschel von Anfang an immer wieder bewiesen. Er hat ausgetretene Wege verlassen und neue Pfade entdeckt, die über den kleinen europäischen Horizont hinaus, zur Weltgemeinschaft führen können.

Was unser Preisträger über *Fridolin Stier* schreibt, darf man ohne Abstrich auch ihm attestieren:

„[...] Rückzug] aus einer Theologia triumphalis, einer alles verarbeitenden, alles vermessen-
den, alles besprechenden Theologie [...].

Abschied von einer Theologie der Landvermesserei [...].

Abschied von einer vollmundigen, selbstgewissen und unangefochtenen Zurschaustellung
eines [engen christlich-katholischen] Glaubens.

[...] stattdessen: die Zurücknahme der Gott-Rede in die Frage, in die Selbstbescheidung und
Demut desjenigen, der seinen Gott nicht hat, sondern zu ihm auf dem Weg ist.

Stattdessen programmatisch eine „Theologie im Vorhof“, die sich bewußt in die große Tradi-
tion „negativer Theologie“ stellt.“ ⁵

In diesem Vorhof liegt das Arbeitsfeld unseres Preisträgers. Hier versammelt er die kritischen Geister, die das Rätsel Mensch zu ergründen suchen, Transzendenz in der Negation ahnen lassen und den unbegreiflichen Gott in den vielen Brechungen menschlicher Vorstellung zulassen. In Freiheit nimmt er all das vorurteilsfrei in den Blick. Das ist der Grund für die heutige Auszeichnung.

⁴ H. Heine, Zum Lazarus, in SW XI, 201f.

⁵ Karl-Josef Kuschel, Prolog. In: Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf 1997, 14

Herbert Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche
Preisverleihung vom 21. März 2010 in Luzern
Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Dankeswort von Karl-Josef Kuschel

Dies ist für mich eine besonders bewegende Stunde. Zum einen, weil ich erstmals einen Preis entgegen nehmen durfte, der meine in den vergangenen drei Jahrzehnten entstandene wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten auf dem Grenzgebiet von Theologie und Literatur würdigt. Das ist für mich eine Ehre und Freude. Dafür danke ich dem Vorstand der Herbert Haag-Stiftung von Herzen. Und ich danke Frau Prof. Magda Motté für die eindrückliche und kenntnisreiche Laudatio.

Besonders bewegend aber auch, weil ich in dieser Stunde zwei Personen besonders zu gedenken habe, die für meinen Weg wichtig wurden und – die Fügung will es so – auch dieser Feierstunde ihre Prägung geben. Prof. *Herbert Haag*, den Stifter der Preise, habe ich während meines Studiums in Tübingen zwischen den Jahren 1969 und 1972 im Alten Testament hören können. Eine unverwechselbare Persönlichkeit in Stil und Inhalt. Seine damals mutigen Schriften haben mich schon als Student brennend interessiert: vor allem die zum Verhältnis von biblischem Schöpfungsglauben und naturwissenschaftlicher Evolutionslehre und zur ideologiekritischen Aufarbeitung der fatalen Missbrauchsgeschichte des Teuflischen in Kirche und Gesellschaft. Später kamen seine kirchenkritischen und kirchenreformerischen Bücher hinzu. Alles Signale einer „eingreifenden Exegese“, die um der biblisch bezeugten Wahrheit und der Zukunftsfähigkeit der Kirche willen einem Streit mit den Traditionsbewahrern in der Kirche nicht aus dem Weg ging und die Glaubensfragen nicht den Dogmatikern überlies. In seinem Namen ausgezeichnet zu werden, bedeutet mir viel.

Prof. *Hans Küng* war für vieles, auch für meinen Weg zu „Theologie und Literatur“ weichenstellend. Wie könnte ich dies bei einer Feier wie dieser verschweigen, die er als Präsident der Haag-Stiftung eröffnet hat? Ich werde mich stets in Dankbarkeit daran erinnern. Unvergessen sind insbesondere die Anfänge: Im SS 1970, vierzig Jahre ist das nun her, nehme ich an einem Küng-Seminar zum Thema „Neuere Jesusbücher“ teil. Küng ist mit anderen damals auf der Suche nach dem ursprünglich, dem authentisch Christlichen. Angesichts einer sklerotischen Versteinerung neuscholastischer Dogmatik und einer Übermoralisierung durch die kirchlichen Institutionen ist die Neuentdeckung der Figur des geschichtlichen Jesus für ihn und uns Studierende nichts weniger als ein aufregender Such- und Befreiungsprozess. In diesen Prozess bezieht Küng überraschend auch Dokumente der säkularen Kultur mit ein: zwei 1970 geschriebene Jesus-Romane. Sie sind literarisch aus heutiger Sicht kaum von Bedeutung. Aber für mich von Bedeutung wurde: Plötzlich haben auch die Schriftsteller eine Stimme – in einem theologischen Seminar. Ihre autonome Wahrheitssuche wird respektiert. Man lässt sie ausreden, fällt ihnen theologisch nicht gleich ins Wort, redet ihnen aber auch nicht einfach nach dem Mund. Das hat mir Eindruck gemacht und den Stil meines Umgangs mit den Schriftstellern geprägt. Ich spürte: Hier macht jemand ernst mit der Tatsache, dass man für eine **Authentifizierung des Christlichen** heute auch den Dialog mit der Kultur braucht. Nach dem Examen von Küng zu einer Doktorarbeit ermutigt, höre ich noch heute sein Wort: „Wir haben doch im Seminar Jesus-Romane behandelt und festgestellt: zur Jesus-Figur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945 gibt es keine richtige Untersuchung. Sie sind doch auch Literaturwissenschaftler. Würde Sie das nicht reizen?“ Ich hatte mein Thema und neben Hans Küng in Walter Jens einen akademischen Begleiter, der als Schriftsteller und Literaturwissenschaftler meine Promotion förderte. So fing alles an: mit dem Buch „Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“, erschienen 1978. Und daraus hat sich – ungeahnt – ein Lebenswerk entwickelt.

Was bedeutet mir Literatur und literarische Existenz gerade auch für meine Aufgabe als Theologe? Viele Gedanken schießen mir durch den Kopf., aber ich muss mich kurz fassen. Die **Unterschiede** gilt es zu sehen. Die grundsätzlich anderen Loyalitäten sind nicht zu überspielen. Ich werde nie vergessen, was ich in dieser Hinsicht bei *Kurt Marti* lernte, der die Spannungen von theologischer und literarischer Existenz wie nur wenige in unserer Zeit erkannte und kreativ zu gestalten wusste (an ihn, dessen Werk mir lieb geworden ist, denke ich besonders gern auf Schweizer Boden): der Theologe, die Theologin sitzt grundsätzlich immer vor einem schon beschriebenen Blatt Papier, er/sie hat ein schon geschriebenes und überliefertes Wort auslegen, loyal einer Botschaft, deren Subjekt man nicht selber ist. Der Schriftsteller sitzt jeden Tag – um im Bild zu bleiben – neu vor einem leeren Blatt, muss je neu, möglichst originell das Wort erst kreieren, deren Subjekt er allein ist. Aber gerade das hat mich stets aufs Neue an Literatur fasziniert: die durch Schreiben in Freiheit ermöglichte **Authentizität der eigenen Wahrheitssuche**, unbekümmert darum, ob es politisch bequem ist, gesellschaftlich willkommen oder kirchlich erwünscht. Denn auch die Auslegung und Anwendung einer gegebenen Botschaft bedarf der Authentizität. Es bin ja **ich**, der hinzustehen hat.

Eine eigene **unverwechselbare Sprache** finden und sich nicht verstecken hinter geliehenen Autoritäten; die Wahrheit in Wahrhaftigkeit sagen können: Vertuschungen aufdecken, Verdrängtes wieder holen, Interessenkartelle sichtbar machen, den Tätern und Opfern von Verbrechen in Kirche und Gesellschaft Gesichter geben, Namen, Biographien: das ist mir wichtig geworden in Auseinandersetzung mit der Literatur. Komplexität gewinnen über Zusammenhänge wider die „schrecklichen Vereinfacher“, Vielperspektivität dort, wo Propaganda-Sprache und ideologische Verblendung nur eine Lesart zulässt.: dafür brauche ich Literatur mit ihrer Fähigkeit zur **sinnlichen Anschaulichkeit**. Darin besteht ja die Unverwechselbarkeit von Literatur gegenüber allen anderen Medien der Zeitgestaltung: Wissenschaft, Politik, Wirtschaft. Unverwechselbar ist sie ein **Gedächtnisspeicher der Menschheit**: Ort schonungsloser Wahrnehmung eines verfehlten oder gescheiterten Lebens und Ort des Entwurfs von gelungenem, gewonnenem Leben. Literatur wurde so für mich im Laufe der Jahre ein immer unverzichtbareres Organ formgewordener, sinnlich-konkreter Aufklärung, ist sie doch die unaufdringlichste und zugleich unerbittlichste Weise, uns Menschen dabei zuzusehen, was uns aus geworden ist und was aus uns werden könnte.

Ein zweites kommt hinzu: Vor allem Inhaltlichen und Stofflichen abgesehen verdanke ich der Literatur die **Liebe zur Sprache** und das Glück über eine **gelungene Form**. Damit meine ich nicht nur formal stimmige Gedichte, die auswendig zu können Momente meines Glück sind. Heines „Romanzero“, Rilkes „Neue Gedichte“, Brechts „Svendborger Gedichte“ oder „Bukower Elegien“, Gottfried Benns „Statische Gedichte“: welch ein Gewinn an Sprache und Lebensweisheit, drängt doch, wie Brecht einmal sagte, alle Kunst zur größten aller Künste: der Lebenskunst.. Stimmige Formen aber kennen auch die enigmatischen Gedichte Paul Celans: seine durch die Shoa-Erfahrung versehrten Sprachexperimente an der Grenze zum Verstummen. Nur wenige Gedichtbände in meinem Leben haben mich so beschäftigt wie Celans „Niemandrose“ (1963), auch für eine glaubwürdiges Sprechen von Gott nach der Katastrophe der Shoa.

Grundsätzlicher gesagt: Was Sensibilität für Zeit-Brüche und Sensibilität für eine ihnen angemessene Sprache bedeutet, das konnte ich bei den Poeten lernen: **Sprachgewissen**. Theologen sollten Menschen sein mit einem Gewissen *im Ohr*. Ein federnden Satz, ein treffendes Wort, eine präzise Metapher, ein durchkomponierter Abschnitt, ein funkelnder Dialog: das alles „entsteht“ nicht, es kann „gemacht“ werden, wenn man nichts mehr verachtet als dies: Sprachsklerose, Sprachvernebelung oder Sprachverfettung. Es gibt somit ein **Ethos der Verantwortung für Sprache**. Und diejenigen, die dem bezeugten „Wort“ und der Auslegung der „Schrift“ verpflichtet sind, hätten bei den Wort-Künstlern und Schrift-Stellern in die Sprachschule zu gehen, bevor sie reden und auslegen. Dann vielleicht würden auch sie mehr von den Schriftstellern ernst genommen. Der Dialog „Theologie und Literatur“ ist noch allzu asymmetrisch.

Die Verantwortung des Schriftstellers aber reicht über den eigenen Sprach-Horizont heraus. Es geht unter den Bedingungen einer immer stärker vernetzten Weltgesellschaft um mehr als die eigene Nation oder Kultur. Früher als in andere haben die Schriftsteller international und global

gedacht: Herder edierte „Poesie der Völker“, Goethe sprach von „Weltliteratur“, Friedrich Rückerts, das größte Sprachgenie unter den deutschen Dichtern, von „Weltpoesie als Weltver-söhnung“. Je mehr ich selber – angestoßen durch die Arbeiten von Hans Küng – eine Theologie im Horizont der Weltreligionen entdeckte, desto mehr interessierte mich die Rückfrage nach **Modellen interreligiöser Kommunikation** im Raum der Literatur. Einzigartige Dokumente gibt es ja. Sie wurden mir in den letzten zehn Jahren meiner Arbeit immer wichtiger: Lessings „Nathan“, Goethes „West-östlichen Divan“, Heines andalusische Dichtungen, Rückerts Koran-Übertragungen, Hesses „Siddhartha“, Rilkes „Buddha“-Gedichte, Brechts Auseinandersetzung mit China, Jüdische und islamische Autorinnen und Autoren der Gegenwartsliteratur nicht zu vergessen, deren Werk mir wichtig wurde: *Elie Wiesel*, *Amos Oz* und *Philip Roth*, *Nagib Machfus*, *Dzevad Karahasan* und *Assia Djebar*.

Zur „Weltliteratur“ aber gehört auch, dass Schriftsteller als internationale Gemeinschaft **„Weltöffentlichkeit“** herstellen und so mit ihren Mitteln Welt-Verantwortung wahrnehmen können: zum Beispiel dort, wo elementare Menschenrechte verweigert und die Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Was heute im demokratischen Europa gegeben, ist in China sowie in manchen Ländern Asiens und Afrikas alles andere als selbstverständlich. *Wole Soyinka* und *Chinua Achebe*, beide aus Nigeria, der eine Nobel- der andere Friedenspreisträger, können nicht in ihrer Heimat leben. *Ohan Pamuk* wird in der Türkei vor Gericht zitiert wegen einer Äußerung zur Armenierfrage. *Salman Rusdie* in London und *Magib Machfus* in Kairo werden von Islamisten mit dem Tode bedroht. Die bedeutenden persischen Dichter der Gegenwartsliteratur leben entweder im Exil oder unter Zensur. Wer als Dichter ernst nimmt, was *Thomas Mann* „Weltgewissen“ genannt hat, riskiert vielfach noch seine Existenz, wenn nicht gar sein Leben. „Writers in Prison“ kann die entsprechenden Geschichten dazu liefern, ein 1960 gegründetes Komitee des Pen-International. Dessen Ethos ist seit 1921 in einer Charter von fünf knappen Abschnitten niedergelegt. Sie enthält Grundethos des Schriftstellers, das nationen- und kulturenübergreifend gilt: das Ethos der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Solidarität und Freiheit. Dem weiter nachzugehen und es mit heutigen Diskursen um ein Menschheitsethos zu verknüpfen, reizt mich als eine Aufgabe für die Zukunft.

Denn es ist dasselbe ungeteilte Ethos, ob man sich im Geiste Herbert Haags für Menschen- und Christenrechte in der Kirche eintritt oder wie Hans Küng sich einsetzt für die Bewusstmachung, Verbreitung und Durchsetzung globaler ethischer Standards, getragen von religiösen und nichtreligiösen Menschen oder für die Freiheit des Wortes und des Schreibens. Überall geht es im Wissen um politische Machthaber und institutionelle Machtstrukturen um den Einsatz für dasselbe **Ethos der Humanität**. Ein Preis „für die Freiheit“ in der Kirche macht also gerade für diejenigen Sinn, die sich als Schriftsteller, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler von Ethos der Literatur bewegen lassen. Ich danke der Herbert-Haag-Stiftung für diesen Preis.

Medienmitteilung über die neuen Preisträger der Stiftung *für Freiheit in der Kirche*

Auszeichnung für Zeugen des freien und kritischen Wortes

Die Herbert-Haag-Stiftung *für Freiheit in der Kirche* zeichnet 2010 drei Persönlichkeiten aus, die durch ihre Arbeit für das freie Wort einstehen: die Literaturvermittlerin Beatrice Eichmann-Leutenegger (Bern), den Schriftsteller Thomas Hürlimann (Berlin) und den Theologen Karl-Josef Kuschel (Tübingen). Sie bezeugen auf je eigene Weise, dass die Freiheit des Wortes auch dort gelten muss, wo es um Glaube und Kirche geht und wo entscheidende Fragen der Moderne, um die keine Religion herumkommt, zur Debatte stehen.

Religion gibt es nicht ohne Sprache. Gegenwartsbewusste Sprache ist immer ein Stachel im Fleisch der Religionen. Das erhellen die Preisträgerin und die beiden Preisträger durch ihr dichter-

terisches Schaffen, durch kritisches Sprachbewusstsein und Analysen literarischer Werke sowie durch ihre wissenschaftliche Auseinandersetzung mit religiösen Sprachtraditionen und deren Inhalten. Die Stiftung *für Freiheit in der Kirche* dankt ihnen für ihren Respekt vor Anders-Denkenden und Anders-Glaubenden, für ihre Achtsamkeit auf Verwundungen aus einer intoleranten Geschichte und für ihre profilierten Stellungnahmen zu grundlegenden Fragen der Gegenwart.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, 1945 in Schwyz geboren, in Muri bei Bern wohnhaft, hat sich als Literaturkritikerin und -vermittlerin in verschiedenen Medien verdient gemacht, so in der NZZ, im Bund, am Radio und regelmässig in den Zeitschriften „weltweit“ und "Orientierung". Sie bringt abseits des lärmigen Verlagsbetriebs Autoren und Autorinnen ins Gespräch, die den grossen Fragen des Menschseins nachgehen, auch seinen Verwerfungen und der Sehnsucht nach Erlösung. Schwerpunkt ihrer Beschäftigung ist die Literatur des europäischen Judentums. Ausserdem hat sie Erzählungen, Essays und eine Biographie über Gertrud Kolmar veröffentlicht. – Nikolaus Klein SJ, Redaktor, Zürich, wird an der Preisverleihung ihre Arbeit würdigen.

Thomas Hürlimann, 1950 in Zug geboren, heute in Berlin lebend, ist mit Prosa, Novellen, Romanen, Theaterstücken und Drehbüchern als vielseitiger Schriftsteller bekannt. In seinen Texten ist eine offene und kritisch-skeptische Auseinandersetzung mit Religion oder genauer mit dem Katholizismus manifest oder mindestens zwischen den Zeilen immer präsent. In den Jahren 2000 und 2007 hat er die Texte zum Einsiedler Welttheater geschrieben und dabei mit Wucht und wachem Sinn die Rolle der Religion in einer sich säkularisierenden Welt dargestellt. – Der Regisseur Volker Hesse, Zürich, wird die Laudatio und Thomas Hürlimann die Festrede halten.

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, 1948 im Rheinland geboren, lebt in Tübingen, wo er an der Katholisch-theologischen Fakultät Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs lehrt und sich in vielen umfangreichen Publikationen dazu äussert. Er befasst sich mit den Wechselwirkungen von Literatur und Theologie, mit der Frage also, wie Theologie und zeitgenössische Literatur sich den existenziellen Herausforderungen heutiger Menschen annehmen und wie sie sich in dieser Suche wechselseitig inspirieren können, wenn sie gegenseitig die Freiheit und Autonomie der andern respektieren. –

Prof. Dr. Magda Motté aus Aachen wird an der Preisverleihung seine Arbeit würdigen.

(Oktober 2009)
